TIERE

Honigschlecken in der City

In Deutschland gibt es zu wenig Imker. Vor allem in den Städten wirbt die Zunft mit Kursen und Schnupperangeboten um Nachwuchs. Die Bienen fühlen sich in den Häuserschluchten erstaunlich wohl. Auf dem Land hingegen setzen ihnen Pflanzenschutzmittel und Monokulturen übel zu.

Die Bienen von Emil Wiedenhöft kennen sich aus im Großstadtdschungel. Zielsicher fliegen sie heran, summen dem 71-Jährigen um den Kopf, tragen Nektar und Pollen in ihren Stock. Dann schwirren sie zurück in Richtung Häusermeer – ein Geschwader winziger getigerter Nektarsammlerinnen.

„Die müssen hier steil raus über die Häuser weg“, sagt Wiedenhöft, wischt beiläufig eine der Immen von seinem Hemd und zeigt nach oben. Grau überragt die Wand des Mietshauses die Terrasse des Imkers. Zwei Bienenstöcke, Beuten genannt, stehen vor seinem Zimmerfenster.

Wiedenhöft ist Imker in Berlin. „Bienenhaltung in der Großstadt ist überhaupt kein Problem“, sagt der Rentner. Sogar einige Anwohner hat er für das Hobby begeistern können. „In den acht Jahren, die ich hier jetzt lebe, habe ich sechs Imker angeleitet“, sagt Wiedenhöft stolz: „Ein Jungimker braucht seinen Bienenvater.“

In Deutschland gibt es zu wenig Imker – und folglich auch zu wenig Bienen. Schon befürchten Experten ernste Folgen für den Anbau von Obst, weil die emsigen Pollensammlerinnen die Pflanzen nicht mehr ausreichend bestäuben. Doch Imker wie Wiedenhöft steuern dagegen. Mit Kursen und Schnupperangeboten wirbt die überalterte Zunft um Nachwuchs – und das neuerdings vor allem in den Metropolen.

In Hamburg, Frankfurt am Main oder München sausen die Immen zu Hunderttausenden durch die Hinterhöfe. Im dichtbesiedelten Ruhrgebiet schwirren mehr Bienen als im Umland. Auf Berliner Balkonen, Dachterrassen und Hoteldächern sind Maja, Willi und Co. zu Hause. Und auch international reüssiert die Biene: In London wurden Bienenkästen bereits auf dem Dach der Bank of England gesichtet. Honig aus dem Großraum London heimste gar schon einmal den ersten Preis der britischen National Honey Show ein. Und in Manhattan wird der Rooftop Magic Honey des New Yorker „Sheriff Beekeeper“ David Graves hoch gehandelt.

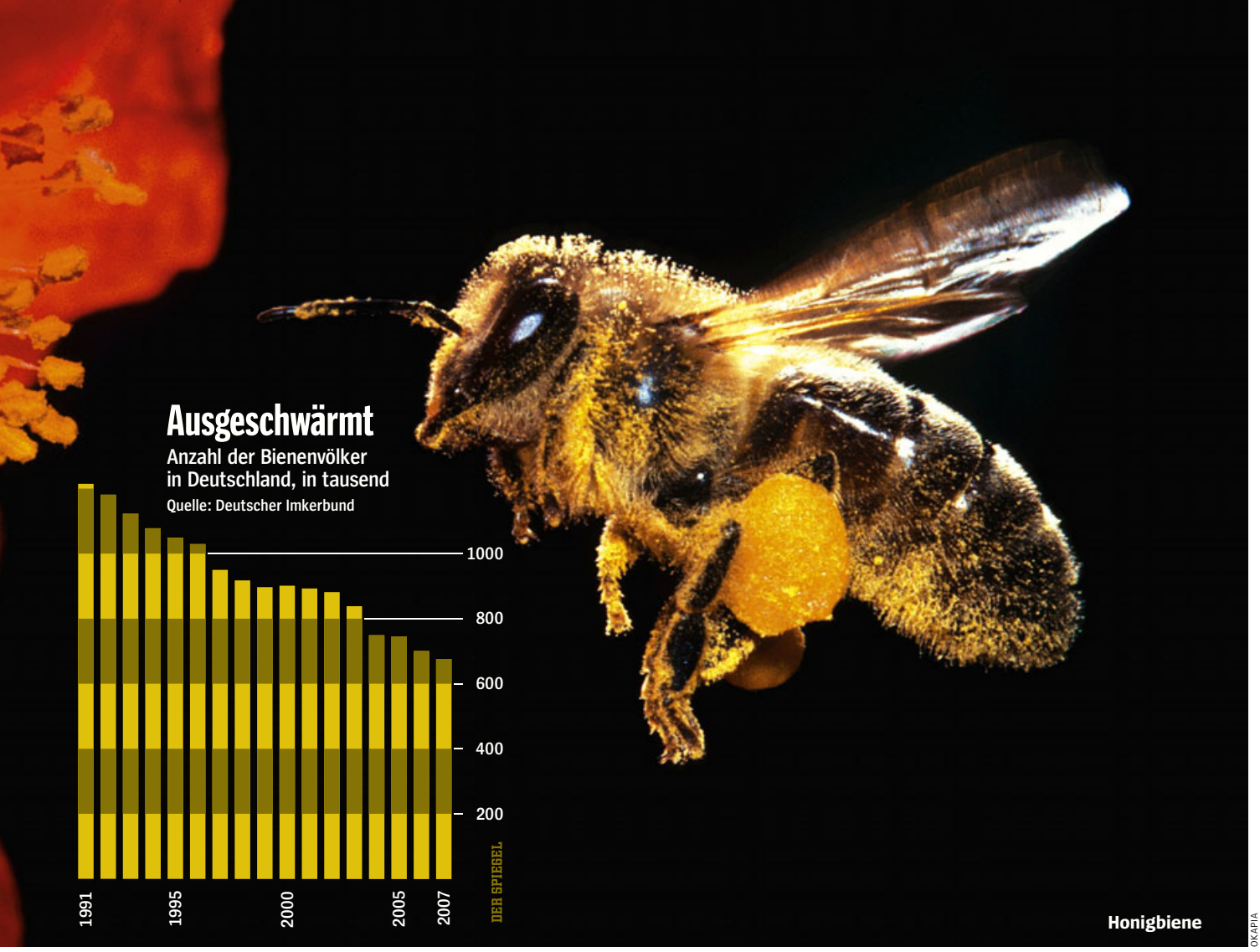
„Städte eignen sich ideal für Bienen“, sagt Jürgen Hans, Vorsitzender des Imkerverbands Berlin. Etwa 500 Imker gibt es allein in der Hauptstadt. In Hamburg summen im Sommer gut 50 Millionen Tiere aus mehr als 2100 Bienenvölkern umher.

Während vielen Stadtbewohnern bei derlei Zahlen der Atem stockt, stimmt die Imker das Bienenheer hoffnungsfroh. „Die Tiere entwickeln sich prächtig in der Stadt, weil es dort wärmer ist als auf dem Land“, sagt Hans. Zudem böten Städte „eine große und konstante Auswahl an Blüten für die Nektarsuche“. Von Kastanien, Robinien und Ahornbäumen an den Straßen schwärmt der Imker, von Wicke, Hundsrose und Knöterich auf den Spielplätzen.

Hamburgs Szenestadtteil Ottensen ist so ein ideales Terrain für flotte City-Bienen. An diesem Frühsommertag etwa kontrol-

RONALD FROMMANN

Imker Petrausch (in Hamburg): *„Gutes Flugwetter heute“*



Honigbiene

OKAPIA

liert Imker Georg Petrausch auf dem Dach des Stadtteil- und Kulturzentrums „Motte“ seine Bienenstöcke. „Gutes Flugwetter heute“, sagt der 45-Jährige und lässt den Blick durch die sonnendurchfluteten Häuserschluchten schweifen. Unten auf der Straße rauscht der Verkehr. Gegenüber gibt es marokkanische Spezialitäten. Hippe Großstädter chillen in den zahlreichen Bars.

Petrausch entzündet Hanfstroh in einem pfeifenartigen Gerät. Rauch quillt heraus, mit dem der Imker die Waben einnebelt, um die Insekten zu beruhigen. Dann hebt er vorsichtig eine der von Bienen übersäten Honigwaben heraus, öffnet ein paar der sechseckigen Wabenzellen. Glänzender Honig rinnt heraus, von Petrausch liebevoll Ottenser Wildblüte genannt.

Zwischen 150 und 200 Kilo erntet er im Jahr. Oftmals helfen ihm Kinder aus dem Stadtteil beim Honigschleudern. Zudem hat der Lehrer eine Bienen AG gegründet. Einmal pro Woche treffen sich die jungen Bienenfreunde im Schulgarten der Hamburger Ida-Ehre-Gesamtschule. Ohne Schutzkleidung hantieren die Schüler mit den Waben. Bienen tanzen um ihre Köpfe.

„Ich habe überhaupt keinen Schiss mehr“, sagt die zwölfjährige Iris aus Klasse 6a, „und der Honig, den wir hier machen, schmeckt auch besser als der aus dem Laden.“

Die Zunft ist begeistert über derlei Nachwuchsarbeit. Denn stetig sinkt die Zahl der Imker; nur noch rund 82 000 von ihnen mit etwa 700 000 Bienenvölkern gibt es derzeit in Deutschland. Viel zu wenig, klagen Experten: Etwa eine Million Völker müssten es sein. „Die Honigbiene bestäubt 80 Prozent unserer Blütenpflanzen“, sagt Jürgen Tautz von der „Beegroup“ der Universität Würzburg. „Bienenschwund bedeutet eine Bedrohung für die Vielfalt.“ Die mögliche Folge des Niedergangs: weniger und schlechter entwickelte Äpfel, Kirschen, Beeren und Feldfrüchte. Auch viele Wildpflanzen vermehren sich schlechter ohne die emsigen Insekten.

Zudem werden die giftstacheligen Tiere immer empfindlicher. Überzüchtet wie Hausschweine seien Bienen inzwischen, berichtet Tautz. Krankheiten und Umweltgifte setzten ihnen zu. Erst kürzlich konnte beispielsweise das Saatgutbehandlungsmittel Clothianidin (Markenname Poncho) für ein massives Bienensterben in Südwestdeutschland verantwortlich gemacht werden. Auch landwirtschaftliche Monokulturen machen den Kerbtieren zu schaffen. Tautz: „Wenn Bienen nur noch Pollen von Raps und Sonnenblumen finden, ist das in etwa so schädlich, als wenn ein Mensch nur noch Bratwurst isst.“

Der größte Feind der Insekten ist jedoch ein tückischer Parasit: Varroa destructor, zerstörerische Milbe, heißt der Fiesling. Er macht es sich im Stock gemütlich, saugt Bienenblut und schwächt so das ganze Volk. Am Ende schaffen es die Immen nicht mehr durch die kalte Jahreszeit. Im Winter 2002/03 etwa verendeten in Deutschland rund 30 Prozent aller Bienenvölker. Der Befall mit der Killer-Milbe gilt als eine der Hauptursachen.

Nur erfahrenen Imkern gelingt es, die Seuche in den Griff zu bekommen. Auch deshalb ist Nachwuchsförderung für die Zunft so bedeutend. Profi-Imker wachsen kaum nach. Nur etwa ein Dutzend Azubis gibt es derzeit in ganz Deutschland. Umso wichtiger ist es, dass die Hobby-Imker – zu denen rund 95 Prozent aller Bienenbesitzer zählen – nach Jungvolk fahnden.

Der neueste Trend: das Imkern auf Probe. Gestandene Bienenfreunde vermieten eines ihrer Völker für ein Jahr an Jungimker und beraten sie. Am Ende können die Zöglinge entscheiden, ob sie weitermachen oder die Bienen zurückgeben.

„Im vorigen Jahr hatten wir elf Neu-Imker im Verein“, sagt „Bienenpate“ Peter Schömbs vom Berliner Imkerverein Zehlendorf, „zehn sind dabeigeblieben.“ Der 65-Jährige hat Bert Kleinlosen eingewie-

sen. Obschon selbst 58, gilt der bärtige Novize bizarrerweise noch als Jung-Imker.

Die Vereine sind fest im Griff der Generation 60 plus. Jeder, der den Altersdurchschnitt drückt, ist hochwillkommen.

In Berlin-Schmargendorf schrebergärtnern Pate und Schüler Seit an Seit. Gemeinsam zimmern sie Rähmchen für die Waben, gehen auf Milbenhatz oder verhindern, dass die Bienen schwärmen. Wird es nämlich eng im Bienenstock, macht sich die Königin mit einem Teil ihres Volks davon. Nur mit Mühe lässt sich der Schwarm wieder einfangen.

In einer dicken Traube pausieren die Ausreißer dann an Bäumen oder Laternenmasten auf ihrer Suche nach einem neuen Unterschlupf. Spätestens der Anblick derlei konzentrierter Bienenmasse lässt so manchen Städter an der urbanen Imkerei zweifeln. Was, wenn die giftigen Insekten doch zustechen? Bienenstiche sind nicht ungefährlich – bei Allergikern können sie lebensbedrohlich sein.

„Rücken Mensch und Biene näher zusammen, erhöht sich automatisch die Zahl der Allergien“, sagt der Münchner Allergologe Bernhard Przybilla. Auch der Internist Wolfgang Sieber aus Wörth an der Donau warnt: „Jeder Imker sollte klären, ob in der Nähe Bienenallergiker wohnen.“ Ansonsten allerdings gibt der Mediziner weitgehend Entwarnung. Nur ungefähr jeder Hundertste habe eine Bienenallergie. Im Vergleich etwa zu Wespen seien Bienen „ein sehr friedliches Völkchen“.

Das sehen auch die Imker so. Sie versuchen seit Jahrzehnten, Sanftmut in die sammelwütigen Tiere hineinzuzüchten. Apis mellifera carnica, die Krainer-Biene, heißt das Zuchtinsekt der Wahl. „Das Tier ist die ideale Stadtbiene“, sagt Benedikt Polaczek, Bienenforscher an der FU Berlin, „die sticht nur, wenn ich versuche, aus ihr eine Briefmarke zu machen.“

Polaczek imkert seit 40 Jahren, gibt Universitätskurse für Imker und hat regelmäßig Schulklassen und sogar Kindergartengruppen zu Besuch. Heute demonstriert der 51-Jährige dem Nachwuchs das Honigschleudern. Mit der Entdeckelungsgabel öffnet er die Zellen einer Honigwabe, steckt diese dann in die Honigschleuder. Fliehkraft zieht die bernsteinfarbene Leckerei aus dem Wachs.

„Das Aroma von Stadthonig ist ausgezeichnet“, sagt der Imker und lässt die Kinder schlecken, „außerdem ist er sehr sauber, weil in der Stadt nicht so viel gespritzt wird.“ Dann zeigt der Forscher die Bienenstände. Vorsichtig streift er mit der Hand mehrere Dutzend Arbeiterinnen von einer Wabe ab. Aufgeregt krabbeln die Tiere auf seinen Fingern umher.

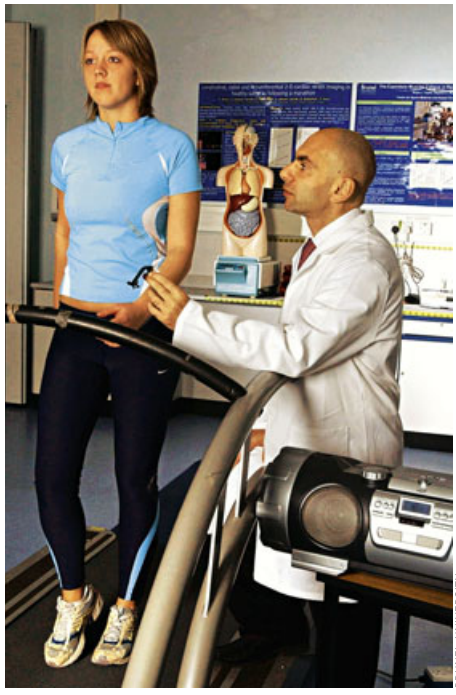
„Sehen Sie nur, die Bienen sind vollkommen friedlich“, sagt Polaczek. Einen Tipp gibt er seinen Gästen allerdings doch noch mit auf den Weg: „Versuchen Sie nicht, das nachzumachen.“ Philip Bethge

SPORTMEDIZIN

Bis zum Zusammenbruch

Schadet Musikgenuss beim Joggen oder Radfahren? Neue Experimente zeigen: Klangduschen wirken leistungsfördernd – aber sie führen auch zur Ausschüttung von Stresshormonen.

Erinnert sich noch jemand? Einst galt es als schick, im ausgebeulten Jogginganzug und mit sperrigem Walkman durch Wälder und Parks zu traben. Doch die Sportwissenschaft hat längst nachgewiesen: Das Laufen in Baumwolle ist von großem Übel – Freizeitsportler schwitzen in der Naturfaser bestialisch und können sich in den kaum durchlässigen Klamotten einen bösen Wolf laufen.



BRUNEL UNIVERSITY

Sportpsychologe Karageorghis, Probandin
„Wann ist der Flow am größten?“

In anderer Hinsicht sind die Gelehrten weit weniger sicher in ihrem Urteil. Zwar wurde der prähistorische Walkman mittlerweile durch den in jeder Hinsicht komfortableren MP3-Player ersetzt; ob aber die Rennerei mit Musikberieselung eher von Vorteil ist oder im Gegenteil womöglich sogar schädlich, darüber zanken die Experten derzeit recht heftig.

Zuletzt hat etwa der Sportpsychologe Costas Karageorghis von der englischen Brunel University die Debatte mit einer verheißungsvollen Botschaft belebt. Wie er bei Tests herausgefunden hat, könnten Läufer ihren Trainingseffekt mit Pop, Rock oder gar Klassik um bis zu 20 Prozent steigern.

Dazu müssten die Freizeitsportler ihre Musikgeräte allerdings konsequent mit Stücken bespielen, die zwischen 120 und 140 Schläge pro Minute aufweisen – eine mäßig flotte Frequenz, in der sich das gängige Hitparadenmaterial aber durchaus bewegt.

Anbieter wie Apple nutzen bereits den Trend und mixen, teilweise zusammen mit dem Sportschuhhersteller Nike, fleißig Laufsoundtracks zusammen. Inzwischen sind sogar Programme verfügbar, mit denen die Laufwütigen ihre Songsammlung nach der Schlagzahl pro Minute sortieren können.

Karageorghis war besonders hinter einer Information her: „Wann ist beim Laufen der Flow am größten?“ Für seine Versuchsanordnung ließ er 29 sporterprobte Studenten auf dem Laufband ackern. Dazu durften die Probanden ihre – nach Tempo geordnete – Lieblingsmusik hören. Hinterher mussten die Testläufer einen detaillierten Fragenkatalog beantworten.

Anders als angenommen konnten sich die Eleven selbst bei hoher Trainingsintensität am besten mit Musik mittleren Tempos motivieren. Entsprechend formuliert der Wissenschaftler eine Mahnung, die sich wie der Warnhinweis auf einer Medikamentenpackung ausnimmt: „Die Musik für die Trainingseinheit muss sehr sorgfältig ausgewählt werden.“

Die Praxis bietet ohnehin oft genug allerhand Grund zur Sorge. Der US-Leichtathletikverband untersagte kürzlich den Einsatz portabler Musikgeräte gänzlich. Unbedarfte Starter bei Marathonveranstaltungen hatten im Rausch der Klänge ihre Vorderleute umgerannt oder, schlimmer noch, sich selbst bis zum Zusammenbruch verausgabt.

Puristen gilt das Joggen mit Kopfhörern sowieso lange als generell verdächtig. Wollen sich da nicht laufende Luftikusse die harte Trainingsarbeit auf unziemliche Art versüßen?

Die harte Linie scheint zumindest durch einen Teil der Forschung gedeckt. Sportmediziner von der University of North Carolina in Chapel Hill haben beispielsweise herausgefunden, dass unter dem Einfluss wummernder Beats während des Laufens das Stresshormon Cortisol in die Blutbahn gepumpt wird – eine ziemlich unerwünschte Nebenwirkung: Eigentlich empfehlen Ärzte dauergestressten Herzinfarktkandidaten, die Laufschuhe überzustreifen, um genau den gegenteiligen Effekt zu erzielen.